

KURZ & KNAPP



Michael Hjorth/Hans Rosenfeldt: Die Frauen, die er kannte – Mit Vor-schlussroberben ist es so eine Sache: Nicht wenige vorab hoch Gelobte gingen schnell baden, als es ernst wurde. Michael Hjorth und

Hans Rosenfeldt, für ihren Erstling „Der Mann, der kein Mörder war“ im vergangenen Herbst gefeiert und mit einem Serienvertrag durch das schwedische Fernsehen und vom ZDF goutiert, könnten solch ein Fall werden. Dabei machen die beiden Schweden – nach dem Motto: Stammbaum birgt für Qualität – auch im zweiten Band ihrer Romanserie ziemlich viel richtig. Sie haben einen so bedauerenswerten wie introvertierten Kriminalpsychologen erschaffen, etliche Deppen unter die Ermittler gemischt und eine in Skandinavien offenbar weit verbreitete Freizeitbeschäftigung in einer Mordserie an Frauen kanalisiert.

Das Problem: Es wird sehr viel gedacht und noch mehr äußerst detailverliebt beschrieben. Irgendwie müssen die 725 Seiten schließlich zustande kommen. Wer sich gern auf Umwege begibt, sich nicht an Spannungsdellen reibt, wird seine Freude an dem Duo haben. Lange Krimiabende inklusive. *ski*

© übersetzt von Ursel Allenstein. Verlag Rowohlt Polaris; 725 Seiten, 14,95 Euro



Jörg Juretzka: Faller – Eigentlich ist es eine Schande, dass Jörg Juretzka noch immer nicht in aller Munde ist. Da schreibt sich der Ruhrpottler seit Jahren die Finger wund, schüttelt wunderbare Charaktere aus dem

Schreiberarm, liegt mit dem herkömmlichen Provinzkrimi auf sprachlich hohem Niveau über Kreuz – doch Juretzka ist immer noch nur Eingeweihten ein Genuss. Und das trotz dreier Deutscher Krimi-Preise. Das soll, nein muss sich mit dem vierten Band seiner Krimireihe um den Privatdetektiv Kristof Krzysinski ändern, den der Unionsverlag zehn Jahre nach der Erstveröffentlichung nun wieder aufgelegt hat.

Diesmal schickt der Autor seinen Protagonisten zu einem ungewöhnlichen Auftrag vom Ruhrpott in die Alpen. Zu einer Resozialisierungsmaßnahme, sozusagen als V-Mann mangels Kohle. Was unter reichlich Verstößen gegen das Betäubungsmittelgesetz beginnt, nimmt schon beim ersten Anstieg rasant Fahrt auf. Juretzka bleibt nunmal (mit das Ausgefallenste, das es auf dem deutschen Krimimarkt derzeit gibt. *ski*

© Unionsverlag; 220 Seiten, 10,95 Euro



Elena Chizhova: Die stille Macht der Frauen – Eine ungewöhnliche Wohngemeinschaft hat sich da im Leningrad der 60er Jahre zusammengefunden: Drei alte Frauen nehmen eine junge Frau mit Kind in ihrer Wohnung auf. Das Zusammenleben, das sich

zunächst als schwierig erweist, entwickelt sich schon bald zum Glücksfall. Rührend kümmern sich die drei Alten um das kleine Mädchen, während die Mutter arbeiten muss. Und als das Kind mit drei Jahren immer noch kein Wort spricht, ein Makel, der in der Sowjetunion schnell die Einweisung in ein Heim zur Folge haben kann, schlägt die Stunde der drei Babuschki.

„Mein Leben lang habe ich gezittert, da will ich wenigstens am Schluss aufrecht stehen“, sagt Jewdokija. Und so nehmen sie den Kampf mit der Staatsmacht auf. „Die stille Macht der Frauen“ erhielt 2009 den russischen Booker-Preis und ist ein bewegender Roman über Menschlichkeit in einem repressiven staatlichen System und ein Lehrstück über Würde und Zivilcouragen. *sp*

© Aus d. Russischen v. Dorothea Trottenberg, dtv; 278 Seiten, 14,90 Euro



Dietmar Bittrich: Einschlafbuch für Wutbürger – Rüpelmime Klaus Kinski kam nachts nicht zur Ruhe, wenn er nicht wenigstens einmal am Tag ausgerastet war. Auch Arthur Schopenhauer schlief immer

dann besonders erholsam, wenn er zuvor in Rage geraten war. Einmal warf er eine plappernde Nachbarin wutentbrannt die Treppe hinunter und legte sich alsdann befriedigt aufs Ohr.

Solche Wutbürger hatten also keine Probleme mit dem Einschlafen. Andere müssen dagegen schon ein paar Tricks zur Hilfe nehmen. Welche genau, das verrät Dietmar Bittrich in seinem „Einschlafbuch für Wutbürger“. So erfahren wir, dass Julia Roberts am liebsten virtuell Fahrrad fährt, um Ruhe zu finden, während Reinhold Messner – natürlich! – imaginäre Achttausender erklimmt. Noch von vielen weiteren Einschlafgewohnheiten berühmter Revolutionäre, Rächer und Rosenkrieger handelt dieses ebenso amüsante wie lehrreiche Büchlein. Eine schöne Schlummerlektüre. *sp*

© Deutscher Taschenbuch Verlag; 176 Seiten, 5,95 Euro,

Im schönen Prag muss er auf einem Stuhl übernachten, weil er kein Hotelzimmer findet. In Koblenz fängt er nachts Wanzen, die ihm den Schlaf rauben, und ertränkt sie im Brunnen. Auf dem Domplatz in Worms trinkt er ein Bier, während er den Streit zwischen Kriemhild und Brunhild vor seinem geistigen Auge noch einmal Revue passieren lässt. Theodor Fontane kam viel herum in der Welt, wie „Die Reisetagebücher“ im gerade erschienenen Band 3 der Großen Brandenburger Ausgabe einmal mehr exemplarisch belegen.

Zwischen 1864 und 1875 hält der Schriftsteller die Erlebnisse seiner Reisen in insgesamt 67 Notizbüchern fest, die sich heute im Besitz der Berliner Staatsbibliothek befinden. Er verwendet immer dieselbe Art broschiertes Oktavheft, die er sich extra anfertigen lässt. Im Fontane Archiv Potsdam wurden sie in den vergangenen Jahren ausgewertet. Die Ergebnisse gingen in den vorbildlichen Kommentarteil der neuen Ausgabe ein, die von Gotthard Eler in Zusammenarbeit mit Christine Hehle herausgegeben wird. Die Reisen nach Böhmen, Schlesien und Frankreich liegen darin erstmals veröffentlicht vor.

Meist ist der 1819 in Neuruppin geborene Fontane als Militärhistoriker unterwegs und soll für das „Berliner Fremden- und Anzeigenblatt“ von den Schlachtfeldern der vergangenen Kriege berichten. Breiten Raum nehmen demnach strategische Schilderungen der Topographie und des Verlaufs der Gefechte ein. Wobei sich Fontane schon auch mal kritisch zu der preußischen Militärführung äußert und Vorurteile über fremde Länder über Bord wirft.

Überhaupt charakterisiert er die Menschen in den fremden Regionen auf seine eigene Art. Zu den „Artigen“ zählt er die Bayern, „immer vorausgesetzt, dass sie einen verstehen“. Hanseaten und Mecklenburger gehen ihm „in der Nüchternheit etwas zu weit“. Den Rheinländern verübelt er die „unbequeme Kordialität“ und nennt sie „an sich selbst glaubende Biedermänner“. Von den welftönen Dänen schwärmt er. „Franzosen und Preußen hingegen sind immer grob, es steckt



Im Licht der untergehenden Sonne: die Türme des Doms St. Peter und der Dreifaltigkeitskirche in Worms. Auch hier schrieb Fontane sein Reisetagebuch.

Foto: dpa

ihnen die Polizei-Natur allerdings viel mehr im Leibe. Es ist schlimm, aber man muss sich damit aussöhnen.“

Doch nicht nur der Krieg zieht ihn an, auch die Kirchen. Bis ins Detail vergeht er die Gotteshäuser in Mainz, Worms und Speyer oder die in Amiens, Reims und St. Denis miteinander. Über Köln notiert er hin- und hergerissen ein Tagebuch: „Die Stadt ist scheußlich, der Dom das herrlichste, großartigste was ich überhaupt je gesehen.“ Auch, wenn das Bauwerk alles „nur keine katholische Kirche“ sei, vielmehr „Museum und profa-

nes Getreibe“. Aus dem Dom zu Speyer, den er unter „erschwerenden Umständen“ besichtigt, weil dort ein Gottesdienst dem anderen folgt, wird er vom erbarmungslosen Glöckner sogar hinausgeworfen, weil der keine Touristen dulden will.

Anekdoten wie diese sind rar in den Reisetagebüchern, die teilweise nur aus Notizen bestehen, nicht mal immer aus ganzen Sätzen. Mit den literarisch ausgearbeiteten „Wanderungen durch die Mark Brandenburg“ lassen sie sich nicht vergleichen, weswegen sie eher dem

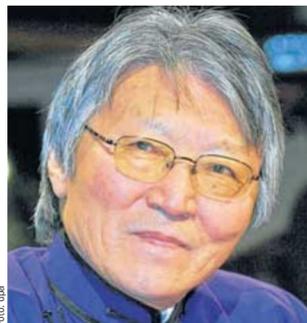
Fontane-Fachmann oder Fan empfohlen seien. Der aber wird seine wahre Freude an dem neuen Band mit ausführlichem Anhang und Erläuterungen haben. Er wird schmuzzeln, wenn Fontane sich im Zug nach Frankreich über die mangelnde Kommunikation im Nichtraucherabteil beschwert. Die Kartoffeln im dänischen Skive „ungenießbar“ findet. Oder wenn er in Rom mit Ehefrau Emilie einen munteren Schluck aus dem Trevibrunnen nimmt, welcher der Legende nach eine Rückkehr in die ewige Stadt verheißen soll. *Welf Grombacher*



Theodor Fontane: Die Reisetagebücher. Band 3 der Großen Brandenburger Ausgabe, herausgegeben von Gotthard Eler und Christine Hehle, Aufbau Verlag; 924 Seiten, 48 Euro

Weltverbesserer ohne Amt

Abenteuer in der Mongolei:
Galsan Tschinag macht sich in *Gold und Staub*
zum Romanhelden



Hauptling und Autor: Galsan Tschinag.

Exotisch sind nicht bloß die Schauplätze von Galsan Tschinags Büchern, sondern auch die Stationen seiner Biografie: Der Tuwiner, der seinen Stamm in einer Karawane aus Sibirien in die mongolische Urheimat zurücklotete, studierte ab 1962 in Leipzig Germanistik und lieferte eine Diplomarbeit über Erwin Strittmatter ab, ehe er nach Ulan-Bator ging, um dort an der Universität zu unterrichten. Kurios an seiner Vita ist vor allem der Fakt, dass er seine Bücher auf Deutsch verfasst. 1981 debütierte er mit einem noch vom sozialistischen Realismus angehauchten Erzählband im Verlag Volk und Welt. Seine weiteren Texte erschienen dann nur noch in der Bundesrepublik. Der Grund lag auf der Hand: In ihnen kam für DDR-Verhältnisse viel zu viel Mystisches vor.

Tschinag, 1944 als Sohn einer Schamanin geboren, fühlte sich den Traditionen seiner Herkunft verpflichtet und verabschiedete sich rasch von jugendlichen Verirrungen in den Marxismus. Heute ist er nicht nur Häuptling, sondern auch Oberpriester seines kleinen Volkes. Wie erwartet beherrschen magische Rituale die Atmosphäre seines neuen Romans, in dem kein Geringerer als er selbst die Hauptrolle spielt. Der „große Führer des Tuwa-Volkes“ hegt ehrgeizige Pläne: Er möchte um jeden Preis einen verfallenen Friedhof am Rande des Altaigebirges, auf dem auch seine Vorfahren ruhen, restaurieren: „Ich beschloss, den vielfach verwundeten, jammergrauen Steppenboden mit den Leibern unserer Vorgänger zu hegen und zu pflegen, zu begrünen und zu bewalden.“

Doch dabei stößt er auf Widerstände, die nicht zuletzt mit Eigentümlichkeiten seiner Landleute zusammenhängen, deren Gebräuche nur bedingt seine Zustimmung genießen: „Was noch gut ist und beiträgt, das Volk zusammenzuhalten, es veranlasst, sich besser zu verhalten als eine Schafherde – da kämpfe ich für die Erhaltung der Sitten. Was aber überholt ist und uns auf dem Weiterweg hindert, das soll überwunden werden. Der Schnapskult zum Beispiel. Ich kämpfe

lange schon darum, den Schnaps aus den religiösen Feierlichkeiten herauszunehmen.“

Doch nicht allein alte Zöpfe erweisen sich bei Tschinags Bestrebungen als Hemmnis. Auch eine attraktive Kasachin namens Raja, die eines Tages nach einer Ankündigung per Handy in seiner Jurte aufkreuzt, gerät ihm in die Quere. Die Schöne, die sich geheimnisvoll verhält und über einen „merkwürdig hohen IQ“ verfügt, heckt Unredliches aus und umgarnet deshalb den Anführer der Sippe, und zwar in einer Manier, die sie freimütig als hexenhaft bezeichnet.

Schließlich stellt sich heraus: Sie hat eine Goldader nahe den Grabhügeln entdeckt und will sie ausbeuten, und zwar ohne Rücksicht auf Verluste: „Mit der Generation brandneuer Technik werde ich an den Leib des Berges heranrücken und anfangen zu sprengen, zu brechen, zu bohren. Es wird laut und erbarmungslos hart zugehen. Manch ein Fels, der seit Urzeiten als heilig gegolten, wird stürzen und zerbersten.“

Doch es droht weiteres Unheil: Der legendäre Schwarze See, an dem die ausgedehnten Felder mit Gebeinen von Tschinags Ahnen liegen, soll für ein Wasserkraftwerk aufgestaut werden. Daraufhin hebt ein ebenso hartnäckiges wie ge-

fährliches Ringen um den Erhalt des Totenackers an, denn überall trifft Tschinag, der „Weltverbesserer ohne Amt und Planetenretter zu Fuß“, auf Machenschaften der Regierung seines Landes: „Es ist wirklich ein schäufdummer, wolfsgieriger Staat. Ist längst dabei, die Mongolei auszuverkaufen.“

Tschinag schildert diese abenteuerliche Geschichte, in der sich Fiktionales mit Authentischem vermischt, in einer Tonart, die sich deutlich von seinen arg verkitschten und verquasteten Jugendwerken abhebt. Stilistisch hat er in jüngster Vergangenheit einen enormen Sprung gemacht. Man glaubt zwar bei der Lektüre immer noch einen Guru reden zu hören, doch der gebärdet sich nicht mehr allwissend und ist anfällig für erotische Reize. Das wichtigste Verdienst dieses Grenzgängers zwischen den Kontinenten beruht darauf, dass er uns immer tiefer in die Natur asiatischer Nomaden einweilt. *Ulf Heise*



Galsan Tschinag: Gold und Staub. Unionsverlag; 350 Seiten, 22,95 Euro

Das taffe Schneiderlein

Bekenntnisse eines friedfertigen Terroristen: Alex Gilvarry baut einen Cat Walk von New York nach Guantanamo

Boy versteht die Welt nicht mehr. Das würde in seiner Situation jedem so gehen. „Was habe ich mir vorzuwerfen außer meiner Liebe zu Amerika? So läuft es doch immer: Man liebt jemanden mit Haut und Haaren, und zum Dank wird man verraten und verkauft.“ Gerade erst kam die Karriere von Boyet Hernandez, dem aus Manila stammenden, nur 1,55 Meter großen Modedesigner, so richtig in die Gänge. Ein eigenes Atelier, ein eigenes Label, eine Präsentation im Bryant Park zur New York Fashion Week. Und Chloé, das aufsteigende Pop-Sternchen, trägt zur Grammy-Verleihung ausgerechnet eines seiner Kleider.

Dann kommt die „Nacht der überwältigenden Heimsuchung“ im Sommer 2006. Der vorige Herbst war „The Fall of Boy“, wie ein begeisterter Artikel des Modereporters Gil Johannessen überschrieben war. Diese Doppeldeutigkeit lässt sich nicht übersetzen. Boys Laufsteg endet jedenfalls ganz abrupt im „Niemandland“, weltweit bekannt als Sonderlager Guantanamo.

Das hat man davon, wenn man die falschen Leute kennen lernt. Ahmed Qureshi zum Beispiel, der im Erdgeschoss des gleichen Hauses im schäbigen Stadt-

teil Bushwick wohnt, unangenehm riecht und undurchsichtige Geschäfte treibt. Doch die 3000 Dollar für zwei Maßanzüge, die Ahmed ihm bietet, kann Boy gut gebrauchen. Und wenig später wird der pakistanische Kanadier sogar noch sein Start Up im hippen Williamsburg großzügig finanzieren, angeblich um selbst in die gewinnträchtige Branche einsteigen zu können. Doch auch die flapsige Zeichnung Schläferzelle für die private Ecke in seiner neuen Werkstatt in der ehemaligen Zahnstocherfabrik fällt Boy auf die Füße. Und dass der Großvater seines Presseagenten namens Ben Laden das schottische Mc vor dem Nachnamen gestrichen hat, mindestens genau so. Jedenfalls landet Boy in Kuba. Gemäß des originalen Buchtitels ist er nun „Non-Enemy Combatant“.

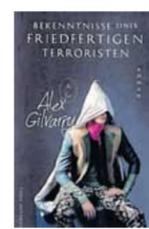
Gilvarry lässt den Designer nicht nur als Ich-Erzähler auftreten. Angeblich ist der ganze Text das in der Haft verfasste autobiografische Bekenntnis von Boy Hernandez, herausgegeben von jenem Gil Johannessen. Der Charakter des Authentischen soll verstärkt werden, indem der Journalist korrigierende Fußnoten einfügt. So merkt er etwa an, dass nicht Flaubert in die Makrone, sondern Proust in die Madeleine biss; den Namen

des russischen Komponisten Chai Koffsky rückt er ebenfalls gerade. Viele der auftauchenden Namen von Kollegen und Labels existieren tatsächlich. Und wenn dann Boys Ex-Geliebte Michelle nach seiner Verhaftung erfolgreich ein Musical „Im Bett mit dem Feind“ an den Broadway bringt, klingt das irgendwie vertraut. Ein Hollywood-Streifen mit diesem Titel wurde allerdings schon 1991 produziert.

Spätestens seit Roberto Benignis düsterer Kinokomödie „Das Leben ist schön“ wird darüber gestritten, ob man über Dinge wie Konzentrationslager lachen darf. Zwar ist Guantanamo nicht mit den Vernichtungslagern der Nazis zu vergleichen, und Gilvarrys Buch ist auch keine Komödie. Doch der Tonfall ist locker plaudernd, so wie man sich eben über Fashion und Beauty unterhält. Einladend wirkt die Darstellung des Häftlingsalltags wirklich nicht, trotzdem lässt sich das Gefühl einer Verharmlosung nicht ganz abstreifen. Drastische Berichte – dokumentarisch oder fiktiv – sind zweifellos wirksamer. Aber der Kontrast zwischen der leichtlebigen Modewelt dieses kleinen Philippinos und den obskuren Umständen, die für seine Verhaftung ausreichten, macht die Ab-

surdität nicht allein dieses Camps außerhalb jeglicher rechtsstaatlicher Prinzipien deutlich. Die echten Berichte erreichen vermutlich weniger Leser und vor allem andere Schichten.

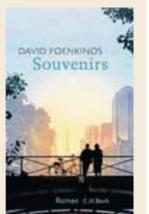
Das „Bekenntnis“ des Boyet Hernandez endet mit dem bevorstehenden Prozess im November des Jahres. Immerhin bekommt er einen. „Am Ende der Welt, am Abgrund des Arschlochs von Amerika. Aber reingefallen bin ich noch nicht.“ Wie „The Fall of Boy“ endet, fasst Johannessens sogenanntes Nachwort zusammen. Er muss es, abgesehen vom Betroffenen, am besten wissen. *Jens Kassner*



Alex Gilvarry: Bekenntnisse eines friedfertigen Terroristen. Aus dem Amerikanischen von Stefanie Jacobs und Hannes Mayer. Suhrkamp Verlag; 325 Seiten, 14,99 Euro

Souvenirs
Schatzkiste
der
Erinnerungen

Wie schreibt man ein bahnbrechendes Werk, wenn man noch nichts Bahnbrechendes erlebt hat? Das fragt sich der junge Held der Geschichte, der das Talent zum Romancier in sich spürt. Viel verspricht er sich dabei von seinem Job als Nachtportier in einem kleinen Pariser Hotel. Doch statt schicksalhafter Begegnungen erwartet ihn Schlafmangel, statt Inspiration Langleweiligkeit, und sein dahindümpelndes Sexualeben erinnert ihn bald „an einen schwedischen Kinofilm“.



David Foenkinos: Souvenirs. Aus dem Französischen von Christian Kolb. Verlag C. H. Beck; 333 Seiten, 17,95 Euro

Mit seinem neunten Roman, „Souvenirs“, legt der französische Schriftsteller David Foenkinos erneut ein Buch vor, das die Bestsellerlisten erobern dürfte. Nach seinem Erfolg „Nathalie küsst“, von ihm und seinem Bruder Stéphane Foenkinos mit Audrey Tautou in der Rolle der Nathalie verfilmt, ist „Souvenirs“ ein so komischer wie anrührender Familienroman über die wichtigen Dinge des Lebens und die Absurditäten des Alltags.

Das Leben in „permanenter Unschlüssigkeit“, das der Ich-Erzähler führt, gerät aus den Fugen, als das Schicksal in seiner eigenen Familie zuschlägt. Der Großvater, mit seinem Charme und seiner Strahlkraft eigentlicher Mittelpunkt der Familie, stirbt an den Spätfolgen eines Sturzes. Die Großmutter wird daraufhin von ihren drei Söhnen gegen ihren Willen in ein Altenheim verfrachtet, in dem die Bewohner Angst vor dem Tod haben – „Angst, dass er nicht kommt.“

Während die Großmutter couragiert ihre Flucht aus diesem deprimierenden Haus vorbereitet, um an den Ort ihrer Kindheit zurückzukehren, scheitern die Eltern daran, sich nach dem Wechsel in den Ruhestand neu zu orientieren und stehen vor den Trümmern ihrer Ehe.

Das jüngste Buch von David Foenkinos, in dem treue Leser vielen Details früherer Romane begegnen, handelt von Alter und Tod und Abschied. Man könnte es melancholisch nennen, wäre da nicht dieser zarte, bisweilen auch groteske Humor, der die Geschichte trägt und nie ins Depressive abrutschen lässt. So ist Foenkinos ein bewegendes, packendes und auch komisches Buch über das Leben gelungen. Und es ist nicht zuletzt ein Loblied auf die Erinnerung als ein Konzentrat des Lebens, das zeitlichen Abstand braucht, um deutlich zu werden. *Sibylle Peine*